

Heimatschutz und Ortsbildschutz

Eine Nachlese der Heimatschutz-Sektion Appenzell-Ausserrhoden zur Ausstellung „Bauen im Dorf“ in Stein

Moritz Flury-Rova / Irene Hochreutener



Der Blick auf **Schwellbrunn** zeigt, dass trotz Neubauquartieren die Silhouette des geschützten Kerns erhalten ist. Diese Silhouette *ist* Schwellbrunn, nicht einzelne Gebäude – wer würde die Kirche als „Schwellbrunner Kirche“ erkennen? Im Vordergrund links das Schulhaus von Johannes Waldburger, erbaut 1952.

Das Projekt „Bauen im Dorf“ der Ausserrhodischen Kulturstiftung hat der Frage nach einer zeitgemässen appenzellischen Architektur neuen Schwung verliehen. Zu sehen waren sechs sehr unterschiedliche Entwürfe, die nicht als Prototypen eines neuen Appenzellerhauses verstanden werden wollten, sondern als Anstoss zur Diskussion. Der Heimatschutz Appenzell-Ausserrhoden nimmt dies zum Anlass, ein paar grundsätzliche Überlegungen beizusteuern. Zum einen sieht er Bedarf, den Begriff Appenzellerhaus zu reflektieren. Er tut dies anhand einer Skizze zur historischen Entwicklungsgeschichte. Zum Anderen scheint es ihm wichtig, die in der Diskussion zentralen Begriffe Heimat und Ortsbildschutz inhaltlich voneinander abzugrenzen.

Für eine lebenswerte Zukunft in unseren Dörfern braucht es nicht nur gute Einzelbeispiele neuer Bauten, wie es sie auch schon gibt, es geht auch um den Spagat, dass einerseits jeder Bauplatz, jedes Dorf seine eigenen Erfordernisse hat, dass aber – um eine Kontinuität weiterzupflegen – es doch verbindende Grundsätze braucht. Der Schweizerische Heimatschutz wehrt sich seit seiner Gründung 1905 gegen ein Bauen von Prototypen wie damals das Schweizerhaus im Laubsägelstil. Vielmehr engagierte er sich für eine einfache und materialgerechte Gestaltung, die an heimische Bauformen und Baugewohnheiten anschliesst. Die Frage, die sich heute noch stellt ist, woran wir eigentlich anschliessen wollen. Das Appenzellerhaus per se existiert gar nicht, vielmehr hat sich auch das Appenzellerhaus über Jahrhunderte bis in unsere Zeit weiterentwickelt. Und dennoch beweist schon die Existenz des Begriffs Appenzellerhaus, dass offensichtlich ein gemeinsamer Nenner besteht.



Ein modernes - und doch schon hundertjähriges - Appenzellerhaus der Zürcher "Stararchitekten" Pflughard&Haefeli in **Teufen**, Baujahr 1909.

Das Tätschdachhaus des 16. Jahrhunderts und die etwas späteren Kreuzfirsthäuser verkörpern wohl am ehesten unsere Vorstellung des typischen, landwirtschaftlich geprägten Appenzellerhauses. Aber schon um 1800 entstanden Bürgerhäuser mit den verschiedensten Steildächern und seit der Mitte des 19. Jahrhundert kommen auch einfachere „Vorstadthäuser“ hinzu und die Einzelfenster beginnen die Reihenfenster zu verdrängen. Appenzellisch sind der klassizistische Dorfplatz in Gais, das Biedermeierdorf Heiden und auch das ländliche Hundwil. Dass wir sie trotz der Unterschiede alle als appenzellisch wahrnehmen, liegt vor allem an vielen Kleinigkeiten der Fassadengestaltung. Das Festhalten an Fronttäfern, Schindeln, Lisenen und Abwürfen bewirkt eine wohltuende Einheitlichkeit in der Vielfalt. Das Appenzellische fusst auch in der Masstäblichkeit, der Echtheit, der Einfachheit und Einheit. Oder mit anderen Worten, es liegt in der Baugesinnung und Haltung.

Von historistischer Serienarchitektur und Fertiggbau-Chalets blieb das ländliche Appenzellerland weitgehend verschont, so dass nach 1900 die Reformarchitektur (Heimatstil) direkt am landestypischen Baubestand anknüpfen konnte. Ganz im Sinn des heute wieder gelobten kontextuellen Bauens entstanden in den 1910er bis 1930er Jahren interessante moderne Abwandlungen von Appenzellerhäusern, und zwar sowohl als ganz einfache Wohnhäuser als auch als „Villen“ für den gehobenen Standard. In den 1950er Jahren baute unter anderen Johannes Waldburger appenzellisch in Beton. Nicht alle seine Bauten sind gleich gut, aber sie stellen doch eine klare, mutige Verbindung von Tradition und Moderne dar.



Modernes Heidenhaus in **Trogen**, Baujahr 1931, des St. Galler Architekten Eric Arthur Steiger.

In den 1970er Jahren mündet die Sehnsucht nach dem Appenzellischen in Repliken – ein kulturhistorisch interessantes Phänomen, das bis heute teilweise anhält, zum Beispiel beim Wettbewerb um den Spörri-Neubau in Teufen. Gleichzeitig existiert aber auch eine interessante Auseinandersetzung mit lokalen Bauformen, z.B. bei der Post Teufen von Hans Ulrich Hohl. Daneben beginnt die „neue Tradition“ der Heidenhäuser, worunter viele gute, auch gut in die Landschaft eingepasste Beispiele zu nennen wären. Als Prototypen missverstanden, tauchen sie neuerdings aber auch in den Dorfkernen auf, wo sie entschieden fehl am Platze sind.

Zugegeben, diese Spur der Kontinuität ist dünn, v.a. in der ausufernden Breite des Baubestandes seit 1960, es sind Einzelstücke. Aber sie geben eine Linie an, an der angeknüpft werden kann. Für das Heimatempfinden ist dies Kontinuität essentiell. Das haben der Heimatschutz und der Bund Schweizer Architekten BSA bereits um 1910 betont und mit der Propagierung der Reformarchitektur auch eingelöst.

Auch Heimat wandelt sich, und auch aus Neuem kann wieder Heimat werden. Es ist allerdings nachgewiesen, dass dieser Prozess schwieriger ist, je anonym, beliebiger und austauschbarer das gebaute Umfeld ist. Je höher die architektonische Qualität, desto eher ist wohl eine Heimatbildung möglich. Dennoch kommt sie nie ohne Kontinuität aus; wird der Wandel zur Revolution, bleibt die Heimat auf der Strecke. In diesem Fall können keine noch so guten Neubauten die Vertrautheit der alten Umgebung ersetzen. Der Heimatschutz hält es deshalb mit dem St. Galler Architekten und Heimatkundler Salomon Schlatter, der sich 1922 nicht einfach gegen alles Neue wandte, aber eine scharfe Prüfung verlangte, ob es zu uns passe, nach dem Sprichwort „prüfet alles und behaltet das Beste.“

Im Verständnis des Heimatschutzes ist Heimat aber noch mehr als nur ein Bild, das durch Ersatzbauten in ähnlichen Proportionen und ähnlichen Materialien beliebig ausgewechselt werden kann. Heimat ist zum Anfassen, es ist der Baum mit der verknozten Rinde, der schon damals dastand, und es ist auch das Haus mit der alten Türglocke und dem Schieberfenster, durch welches damals ein liebes Gesicht blickte.

Neben der emotionalen Heimat gibt es Geschichte, Vergangenheit und Herkunft, die genauso an der materiellen Hinterlassenschaft hängt. Aufgabe der Denkmalpflege ist es, diejenigen (bescheidenen) Teile unserer Dörfer, in denen Geschichte sich besonders konzentriert, materialisiert und erfahrbar geblieben ist, als authentische Zeugnisse, als gebautes Archiv für unsere Nachfahren zu bewahren. Seit dem eidgenössischen Natur- und Heimatschutzgesetz 1966 und dem dringlichen Bundesbeschluss über die Raumplanung 1972 habe die Kantone diese Verpflichtung zu erfüllen. Die heute gültigen Ortsbildschutzzonen sind die Umsetzung dieses Auftrages, der durch das Inventar der schützenswerten Ortsbilder Schweiz (ISOS) präzisiert wird. Schwellbrunn z.B. ist darin als Ortsbild von nationaler Bedeutung eingestuft, an seiner Erhaltung besteht also ein gesamtschweizerisches Interesse.

Obwohl die Mehrheit der Projekte der Ausstellung in Ortsbildschutzzonen angesiedelt ist, kamen denkmalpflegerische Aspekte kaum zur Sprache, in der Aufgebanstellung waren sie sogar bewusst ausgeklammert worden. Es ist aber nötig, sie auch zu nennen. Denkmäler sind nicht Denkmäler weil sie ästhetische Vorstellungen befriedigen, sondern weil sie als unwiederbringliche Geschichtsträger unsere Herkunft materialisieren. Die Nachvollziehbarkeit historischer Entwicklung kann auch die Erhaltung eines unscheinbaren Gebäudes notwendig machen. Denkmalpflege ist immer und in erster Linie Anwältin des einmaligen kulturellen Vermächtnisses unsere Vorfahren – auch gegenüber hochgerühmten (aber oft schnell verblassten) neuen architektonischen Qualitäten. Zwar wird es auch in Ortsbildschutzzonen hin und wieder Ersatzbauten brauchen, sie müssen aber die seltene Ausnahme bleiben. Die einzelnen neuen Lückenfüller müssen Struktur und Typologie des Ortes respektieren und sich besonders behutsam einfügen. Sie müssen Zeit haben, selber zu Identifikationsobjekten zu werden, bevor auch der Nachbar links oder rechts ausgewechselt wird. Würde es am Schluss nur noch den Kontext geben, aber nichts Historisches mehr, hätte sich das kontextuelle Bauen den eigenen Ast abgesägt!

Es ist das grosse Verdienst dieser Ausstellung, auf die baulichen Herausforderungen aufmerksam gemacht und die Diskussion gefördert zu haben. Es sind anregende Entwürfe entstanden. Es ist aber wichtig, im Auge zu behalten, dass die Intention der Ausstellungsmacherinnen war, diese Entwürfe als Diskussionsgrundlage und nicht als Bauprojekte oder Prototypen zu verstehen. Überlegen wir uns gut, was wir unserer Heimat wo zumuten und in welchem Tempo. Wir haben nur eine historische Baukultur, ihre Bewahrung sowie an geeignetem Ort ihre rücksichtsvolle Weiterentwicklung ist das Hauptanliegen des Heimatschutzes Appenzell A.Rh.